

Digitale Medien und die Attraktivität des Forschungsplatzes Schweiz

Madeleine Herren, Historisches Seminar, Universität Heidelberg

Der amerikanische National Intelligence Council liess im Jahr 2000 Experten über die globalen Trends bis zum Jahr 2015 reflektieren. Die Informationsrevolution, so das wenig erstaunliche Ergebnis, werde diese Zeit prägen. Die Prognose geht von billigeren Satelliten, generell sinkende Kosten von IT-Ausstattungen und einer wachsenden Nachfrage nach Information aus. Das Papier schildert allerdings auch staatlichen Handlungsbedarf zum Schutz der individuellen Privatsphäre und sagt wachsende gesellschaftliche Bedenken vor «cultural contamination» voraus.¹ Förderung von Informationstechnologien, so das Fazit, würde zusehends mit der Begrenzung von deren Schadenspotential verbunden.

Dass diese Zukunftsszenarien öffentlich zugänglich sind, ist ein Resultat dieser Informationstechnologien und gehört gleichzeitig in einen Kontext, der am deutlichsten die Ambivalenz von Informationsgewährung und der manipulativen Möglichkeiten eben dieser Information aufzeigt. Das zitierte Papier ist auf einer Website zugänglich, die mit der National Intelligence Community vernetzt ist, zu der wiederum Organisationen wie CIA und FBI gehören.

Die CIA und übrigens auch das FBI haben äußerst attraktive virtuelle Archive aufgeschaltet.² Neben den zitierten Zukunftsprognosen sind die FBI-Akten von Bertolt Brecht³ und Albert Einstein⁴ in digitalisierter Form zugänglich – großartige Quellen für jeden Neuzeithistoriker, auch wenn die Begeisterung ambivalent ausfällt: Die Dauer des Zuganges ist ungewiss, die wissenschaftliche Relevanz der Dokumente daher ungesichert und in dieser instabilen Form werden Archivalien, vormals in der Kernkompetenz historiographischer Deutungsmacht, nun für ein breites und offenbar äußerst interessiertes Publikum zugänglich. Wie also entsteht angesichts der digitalisierten Flut an Quellenmaterial wissenschaftlicher Mehrwert? Welches sind optimale Rahmenbedingungen für sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung und welche Bedeutung hat dabei der jeweilige Forschungsstandort? Nun mag die Frage nach dem Standort angesichts der Virtualität des World Wide Web seltsam erscheinen. Die folgenden Ausführungen gehen allerdings von der These aus, dass angesichts des wachsenden Bedarfes an politischer Regulierung dem Forschungsstandort eine entscheidende Bedeutung zukommt. Ja, ich gehe so weit zu behaupten, dass derjenige Ort für Forschung am attraktivsten sein wird, dem es gelingt, dieser virtuellen Welt Raum zu geben, ihn am besten sichtbar zu machen und die Spannung zwischen nationalen Interessen und «open access» im weitesten Sinne produktiv anzugehen. Ein Vergleich zu den in Deutschland geführten Debatten soll für die Konsequenzen unterschiedlicher Ansätze sensibilisieren, aber auch zeigen, dass die Probleme trotz der unterschiedlichen Größe der Länder sehr ähnlich sind.

¹ National Intelligence Council (2000), *Global Trends 2015: A Dialogue About the Future with Nongovernment Experts*, S. 33 (http://www.dni.gov/nic/NIC_globaltrend2015.html).

² Die Dokumente, die mit Berufung auf die Freedom of Information Act deklassifiziert und öffentlich zugänglich wurden, sind auf verschiedenen Sites der amerikanischen Regierung aufgeschaltet. Für die CIA siehe <http://www.foia.cia.gov/> (28.02.2008).

³ <http://foia.fbi.gov/foiaindex/brecht.htm> (28.02.2008).

⁴ <http://foia.fbi.gov/foiaindex/einstein.htm> (28.02.2008).

State of the art: Digitalisierung als Norm

Der schweizerisch-deutsche Ländervergleich weist eine gemeinsame Problemlage auf: der Debatte gemeinsam ist die Schwierigkeit, den für Kommunikationstechnologien zentralen Gedanken der Vernetzung politisch und institutionell umzusetzen. Es geht also bereits nicht mehr um die Frage, ob Informationstechnologien in den Bereich der Sicherung von Kulturgut implementiert werden sollen. In den meisten strategischen Berichten sowohl der Bundesregierung, wie der DFG, des deutschen Wissenschaftsrates und der Fraunhofer Gesellschaft ist die experimentelle Phase abgeschlossen. Es besteht Handlungsbedarf – nicht Erkenntnisbedarf.⁵ Digitalisierung erscheint in diesen Publikationen als Normalfall und als Basiskompetenz aller kulturellen Einrichtungen.⁶

Besorgnisse und Bemühungen konzentrieren sich vielmehr darauf, Informationsflüsse sicherzustellen und Informationen zu bündeln. Zentrales Anliegen ist also, der Flut von Digitalisaten Sinn zu geben, eine neu entstandene Infrastruktur sinnvoll in eine bestehende institutionelle Landschaft einzubinden. Dabei gilt es mit dem Dilemma zurechtzukommen, dass Institutionen technologischen Fortschritt nicht mehr als kompetitives Alleinstellungsmerkmal nutzen können, sondern eine Politik der Kooperation entwickeln müssen. Ob Institutionen die Selbstverständlichkeit digitaler Präsenz als schlichte Erweiterung ihrer bisherigen Kompetenzen verstehen oder aber ob sie durch die neue Infrastruktur tiefgreifend neu definiert werden, wird sich zeigen.

Im deutschen Beispiel ist das Vorgehen im Bereitstellen von digitaler Infrastruktur deutlich zentralistisch, während als Adressaten Bürger und Bürgerinnen des Landes in den Vordergrund treten. Diese Form des politischen Einbezugs der User hat sich insbesondere durch die Einführung von Nationallizenzen etablieren können.⁷ Neben allen nicht zu unterschätzenden rechtlichen und ökonomischen Konsequenzen hat sich durch die Nationallizenzen eine politische Rhetorik entwickelt, die nicht beim Nachweis der Bedeutung einzelner Institutionen ansetzt, nicht bei der Gefahr des nationalen

⁵ Deutsche Forschungsgemeinschaft (2006), *Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme, Schwerpunkte der Förderung bis 2015 (Positionspapier)*, Bonn. Online unter: http://www.dfg.de/forschungsfoerderung/wissenschaftliche_infrastruktur/lis/download/positionspapier.pdf (08.11.2007), Fraunhofer Institut Intelligente Analyse- und Informationssysteme (2007), *Bestandsaufnahme zur Digitalisierung von Kulturgut und Handlungsfelder, erstellt vom Fraunhofer Institut im Auftrag des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) unter finanzieller Beteiligung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung*. Online unter: http://www.imk.fhg.de/BKM-Studie/BKM_End_55.pdf (08.11.2007), Aschenbrenner, Andreas, et al. (2007), „Von e-Science zu e-Humanities – Digital vernetzte Wissenschaft als neuer Arbeits- und Kreativbereich für Kunst und Kultur“, in: *Bibliothek. Forschung und Praxis*, 31, S. 11-21. Preprint online unter:

http://www.bibliothek-saur.de/preprint/2007/ar2422_aschenbrenner_blanke.pdf (08.11.2007).

⁶ „Die Digitalisierung der Kulturellen Überlieferung wird nicht als neue Technik, sondern als Normalfall verstanden.“ (Deutsche Forschungsgemeinschaft, *Praxisregeln im Förderprogramm „kulturelle Überlieferung“*, DFG-Vordruck 12.151 (Entwurf-Version 18.2.2008). S. 4. Für neueste Versionen s.

http://www.dfg.de/forschungsfoerderung/wissenschaftliche_infrastruktur/lis/index.html (28.2.2008).

⁷ Über Umfang, Ausrichtung und Auswahl der Nationallizenzen hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft eine eigene Website aufgeschaltet, auf dem das entsprechende Informationsmaterial zugänglich ist: <http://www.nationallizenzen.de/ueber-nationallizenzen> (28.2.2008).

Gedächtnisverlustes, schon gar nicht bei der Bedeutung geisteswissenschaftlicher Forschung. Nationallizenzen werden damit begründet, dass jeder Bürger, jede Bürgerin einen Informationsanspruch hat. Diese Rhetorik ist zwar nicht außergewöhnlich. Sie findet sich in fast allen modernen Regierungsprogrammen.⁸ Das Recht auf Information ist überdies anschlussfähig für entsprechende Deklarationen und Programme von EU, UNO und UNESCO. Vorteil der Nationallizenzen ist allerdings die pragmatische Umsetzbarkeit dieses Rechtes auf Information. Nationallizenz heisst, dass jeder Bürger, jede Bürgerin über einen Registrierungsprozess Zugang zu einer breiten Informationspalette erhält. Die Abstraktion Informationsgesellschaft erfährt also in alltäglichen Handlungen ihre Umsetzbarkeit. Solche Rahmenbedingungen sorgen dafür, dass auf der Basis der e-literacy Stakeholders mit einem betont wissenschaftlichen Anliegen in Verbindung gebracht werden. Das Ziel ist der vollständige digitale Zugriff auf wissenschaftliche Zeitschriften unter Berücksichtigung von Copyright-verträglichen Moving Walls. Ein beträchtlicher Teil der bereits digitalisierten Zeitschriften gehören in den Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften. Die Geistes- und Sozialwissenschaften haben bei dieser Form der Priorisierung im Vergleich zur Betonung von e-government oder e-health an Bedeutung zugelegt. Sie sind mit gemeint, wenn im «Aktionsprogramm Informationsgesellschaft» der Bundesregierung «effiziente Systeme zur Nutzung von wissenschaftlicher Information sowie zur Publikation eigener Erkenntnisse» als «wichtigster Faktor zur Beschleunigung des Wissenstransfers» bezeichnet werden. Oder wenn davon die Rede ist, dass «wissenschaftliche Information (...) Motor für Innovationen und strategisches Instrument für die Positionierung Deutschlands im globalen Markt» ist.⁹

Aktionsprogramme und Handlungsbedarf: Standortvorteil «Digitalisat mit Mehrwert» und kulturelle Visibilität

Für die Geschichtswissenschaft ist der Zugang zu Nationallizenzen ein Standortvorteil, für Lehrende so gut wie für Studierende. Die Politik des Digitalisierens ist damit allerdings nicht ausgeschöpft. In diesem Bereich besteht vielmehr Handlungsbedarf in eine mehr inhaltsorientierte Richtung. Nach den neuesten deutschen Untersuchungen wird in diesem Bereich der Standortvorteil an die Realisierung des «Digitalisates mit Mehrwert» geknüpft. Nach dem neuesten Bericht der Fraunhofer Gesellschaft fehlt es nämlich an semantischen Verknüpfungen der Digitalisate mit einem inhaltlichen, kulturellen und historischen Kontext. Damit befinden wir uns in einem klassischen Kompetenzbereich der Sozial- und Geisteswissenschaften. Mit anderen Worten: Digitalisierung allein ist nicht ausreichend, nach einer ersten Phase der digitalen Erschliessung ist nun eine inhaltliche Interpretation notwendig, die ihrerseits auf ihre Erkenntnisziele überprüft, koordiniert und gebündelt werden muss. Eine solche Interpretationsleistung soll insbesondere digitale Medien als Kulturträger sichtbar machen und zur Sicherung des kulturellen Erbes beitragen.

⁸ Für die Schweiz s. Bundesamt für Kommunikation, *Strategien des Bundesrats für eine Informationsgesellschaft in der Schweiz* (2006).

<http://www.bakom.ch/themen/infosociety/00695/index.html?lang=de> (28.02.2008).

⁹ Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit, *Informationsgesellschaft Deutschland 2006*, http://www.bmbf.de/pub/aktionsprogramm_informationsgesellschaft_2006.pdf (28.2.2008). Zu den neuesten Aktivitäten s. <http://www.initiated21.de/Projekte.110.0.html> (28.2.2008).

Derartige Vorstellungen bedingen die Etablierung neuer Kooperationen zwischen wissenschaftlichen Projekten und jenen Institutionen, welche Kulturgut bewahren und für Digitalisierungen zugänglich machen. Ein großes Problem bestand bislang darin, dass Förderinstrumente entweder für digitale Erschließung oder für wissenschaftliche Auswertung zugänglich waren, aber nicht für beides. Erst seit kürzerer Zeit hat die DFG das Förderprogramm LIS (Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme) auszubauen begonnen, so dass in diesem Förderbereich neben Institutionen auch Forscher Anträge einreichen können.¹⁰ Derartige Versuche, Netzwerke operationabel zu machen, weisen auf die Schwierigkeit dieses Unterfangens hin. Kooperation und Informationsaustausch zwischen unterschiedlichen Institutionen befriedigen noch nicht. So sind denn vielfältige Versuche festzustellen, Plattformen zu bündeln und Kommunikationsnetzwerke zu stärken. Während die Plattform Vascoda¹¹ von Wissenschaftlern eher selten benutzt wird, weist dagegen die Website «Kulturerbe digital» ein interessantes Potential auf.¹² «Kulturerbe digital» weist Gemeinsamkeiten zum Aufbau des in der Schweiz geplanten Netzwerkes Infoclio auf¹³ und setzt auf die politische Begründung bei der Etablierung derartiger Netzwerke. Der Start der Website verlief parallel zum deutschen EU-Ratsvorsitz. Das Ziel ist breit gefasst und versteht unter Digitalisierung weniger ein technisches Verfahren sondern ein breites Vorhaben, das verschiedene Medien einschließt und grenzübergreifend informieren will über Projekte, welche sich mit der Digitalisierung von Kulturgut in Deutschland auseinandersetzen. Hervorzuheben ist also ein Bedürfnis nach einer Plattform, die neben den großen Verbundsystemen wie der «European Library»¹⁴ eine Auseinandersetzung mit Präsentation und Auswahl nationalen Kulturgutes erlaubt.

Standortvorteil Einfluss auf Forschungsmöglichkeiten

Eine vernetzte Kooperation unterschiedlicher Institutionen spiegelt und beeinflusst die Entwicklung neuer Forschungsstrategien in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Selbst wenn an dieser Stelle e-learning als offensichtlichster Wachstumsbereich mit dem ihm eigenen Potential an Lehrexport und -import außer acht gelassen wird, sind Forschende im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften an Zugang und Gestaltung digitaler Medien interessiert. Wer im nationalen Rahmen mehr Datenbanken zur Verfügung hat, wird schneller und wohl auch anders publizieren. Das nationale standing in der internationalen Rangliste der Forschungsinstitutionen wird wiederum darauf abstützen, dass die Forschungsergebnisse im virtuellen Raum erscheinen.¹⁵ Forschende benötigen aber auch einen interdisziplinären Austausch über die methodologischen und theoretischen Konsequenzen der Aufbereitung von Quellen und sollten an der Auswahl der zu digitalisierenden Bestände beteiligt sein. Diese Form des Austausches ist umso dringlicher, als dass sich die Forschungsorganisation in einem tiefgreifenden Wandlungsprozess befindet, der Fächergrenzen überschreitet und neue Koalitionen

¹⁰ Zu Schwerpunkten und Ausrichtung s.

http://www.dfg.de/forschungsfoerderung/wissenschaftliche_infrastruktur/lis/index.html (28.2.2008).

¹¹ http://www.dl-forum.de/deutsch/foren/25_1331_DEU_HTML.htm (28.2.2008).

¹² <http://www.kulturerbe-digital.de/> (28.2.2008).

¹³ <http://www.infoclio.ch/> (28.2.2008).

¹⁴ <http://www.theeuropeanlibrary.org/portal/> (28.2.2008).

¹⁵ <http://elib.uni-stuttgart.de/opus/index.php?la=de> (28.02.2008).

ermöglicht. Umso mehr dürfte eine gemeinsame Kommunikationsplattform nötig sein, welche die gemeinsamen Anliegen bündelt. So führt die zunehmende Nachfrage nach Medienkompetenz zu einer Anzahl neuer Studiengänge und Institutionen¹⁶, die in ein Gesamtkonzept eingebunden werden wollen. Neue, aus der Verwendung von Informationstechnologien entstehende Entwicklungen werden überdies wohl in Zukunft zu bislang ungewöhnlichen Kooperationen führen und dabei nicht nur Vorstellungen über die Begrenzung von Disziplinen herausfordern. Die Grenze zwischen Natur- und Geisteswissenschaften wird im Einsatz computergestützter Methoden gleich mehrfach überschritten. Neben der Computerlinguistik benötigen Geistes- und Sozialwissenschaften zur Modellbildung zusehends auch eine Zusammenarbeit mit dem Fach Wissenschaftliches Rechnen. Zum anderen werden die Humanities zusehends als Teil dessen betrachtet, was als e-science verstanden wird. Zentrales Element der e-science ist die Vorstellung globaler Kooperation durch das Zusammenlegen und Kombinieren von Rechnerkapazitäten in so genannten Grids. Grids sind Netzwerktechnologien, welche eine gemeinsame Nutzung von elektronischen Ressourcen ermöglichen und dabei den beteiligten Forschern die nötigen Instrumente, aber auch die virtuellen Räume, die Virtual Research Environments, zur Verfügung stellen. Nun sind die Daten, die Geisteswissenschaftler brauchen, zweifellos andere als diejenigen der Naturwissenschaftler. Aber die benötigte Datenmenge ist imposant und bindet immer mehr Geld. Der Arts and Humanities Research Council (AHRC) investierte 2006 über die Hälfte seines Geldes in Projekte, die digitale Erträge produzieren. Zur Erschließung und Aufarbeitung dieser Daten werden trotz Einsatz neuester Technologien nicht weniger, sondern mehr Menschen benötigt. Die Komplexität und Mehrdeutigkeit geistes- und sozialwissenschaftlicher Aussagen verhindert bislang eine Automatisierung – wie aufwendig die elektronische Aufbereitung von Texten ist, lässt sich beispielsweise an Ovids Metamorphosen aufzeigen.¹⁷ Globale Projekte wie die Shoah Visual History¹⁸ werden überhaupt erst durch solche Grid-Strukturen möglich: sie haben Materialien in 32 Sprachen und aus 56 Ländern zu verbinden und bedingen eine Zusammenarbeit, die nicht mehr an einem Ort in einem Raum stattfinden kann. Die Entwicklung von VREs – von Virtual Research Environment – ist daher gerade in den letzten paar Monate lebhaft diskutiert worden. Solche Vision sind nicht notwendigerweise auf Großprojekte beschränkt, auch wenn es zu berücksichtigen gilt, dass geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung vermehrt in grenzübergreifenden Großprojekten stattfindet. Cluster und NCCRs sind international ausgelegt, sie benötigen neue informationstechnologische Zugänge und sind daher wohl auch geeignet, neue Konzepte zu entwickeln.

Standortvorteil und Ausblick: Multilingualität und Translationskompetenz

Mit vielsprachigen Forschungsdesigns ist ein weiterer, und für die schweizerische Forschungslandschaft wohl besonders interessanter Aspekt angesprochen, den der Translation. Ein vielsprachiges Land dürfte in diesem hoch kompetitiven Bereich besonders gute Chancen haben, prägend zu wirken. Mit der Forderung nach Übersetzungsleistung wird das komplexe Problem des internationalen Zugangs zu den

¹⁶ Für die Schweiz vgl. Master of Advanced Studies in Archival and Information Science. <http://www.archivwissenschaft.ch/> (28.2.2008).

¹⁷ <http://etext.virginia.edu/latin/ovid/about.html> (29.2.2008).

¹⁸ <http://www.usc.edu/schools/college/vhi/> (28.2.2008).

Digitalisaten angesprochen. Diese Öffnung gegenüber anderen Sprachräumen bedingt wiederum eines: Bündelungen von Portalen, Abstimmungen von Standards, aber auch erst einmal und ganz simpel die zentrale Erfassung von allem, was im nationalen Kontext digitalisiert wurde.¹⁹ Translation beschreibt eine Schnittstelle, die gleichzeitig neue Forschungsansätze eröffnet, sofern der Begriff modern und breit genug gefasst wird, also auch die ‚Übersetzung‘ zwischen Kulturen und zwischen unterschiedlichen Medien erfasst. Globalgeschichte ist ohne diese neue Form des digitalen Zuganges zu Quellen nicht denkbar und eröffnet gleichzeitig neue Forschungsperspektiven, wie sie in einzelnen Projekten bereits angedacht worden sind²⁰ oder derzeit entwickelt werden²¹. Vor allem aber sollte eine neue Form des Erzählens gefunden werden, denn es gilt eine komplexe Botschaft zu übermitteln. Die Botschaft nämlich, dass Identitätsbildung im Innern nicht ohne Außensicht auskommt, dass die Knoten im Netz erst sichtbar werden, wenn das Netz selbst in Erscheinung tritt. Für diese Form des globalen Erzählens gibt es noch nicht viele gute Beispiele - die Präsentation der World digital library vermag aber zumindest die Bedeutung der anstehenden Aufgaben zu vermitteln.²² Dieses Beispiel vermag vielleicht auch davon zu überzeugen, dass die bislang verwirrende Vielfalt der eingeforderten Vernetzung mit ihrem Verzicht auf institutionelle Hierarchien eine interessante intellektuelle Herausforderung darstellt. Das Tauschangebot, das Geistes- und Sozialwissenschaften technologischem know how gegenüber machen können, sollte dabei nicht unterschätzt werden: die Analyse von Deutungsmonopolen und die Kontextualisierung von Information dürften sich als Schlüsselkompetenz in der gesellschaftlichen und politischen Nutzung digitaler Medien bestätigen.

¹⁹ http://www.digitalisiertedrucke.de/zvdd-neu/layout-entwurf/zvdd_startseite.html (28.2.2008).

²⁰ So am Beispiel der Geschichte der niederländisch ostindischen Kompanie.
<http://www.tanap.net/content/about/heritage.cfm> (28.02.2008).

²¹ Beispielsweise im Heidelberger Forschungsprojekt „Asia and Europe in a Global Context“
(<http://www.vjc.uni-hd.de/index.htm>, 28.2.2008).

²² <http://www.worlddigitallibrary.org/project/english/video.html> (29.2.2008).